

fast fwd:

too slow?

08/08 - Tendenzen und Trajektorien

S. 5

1/8

Bianca Herlo

Vorwort

S. 7-11

2/8

Andreas Unteidig

**Design im
Dunstkreis der
Smart City**

S. 13-19

3/8

Jennifer Schubert und Malte Bergmann

Pinpoint

Mehringplatz.

Analog-digitale

Werkzeuge

für neue

Diskussions-

räume

S. 19-24

4/8

Michelle Christensen and Florian Conradi

Transgression, Transformers, Transnormal

S. 25-29

5/8

Goran Rakic

Von Robo-Taxis, Solarstraßen und Echtzeit- Routing

S. 29-33

6/8

Helga Kurzhalia

Therapeutin im Interview

S. 33-37

7/8

Anna-Lena Wenzel

Von facebook- Diäten und Kompatibilitäts- problemen

**wie die Digitalisierung unser
Leben verändert. Einblicke und
Anmerkungen**

S. 37-39

8/8

Sabine an Huef

Sieben aus sieben Millionen ...

Vorwort

2 min.

Die Fragen nach neuen designerischen Praktiken, die uns während der Zusammenarbeit begleitet haben, werden in diesem Autorinnenheft aus unterschiedlichen Perspektiven flankiert. Im Nachdenken über Chancen sowie Risiken der Digitalisierung loten die Texte neue Handlungs- und Spielräume für Designerinnen und Designer aus, bieten Einblicke in Alltagssituationen, in Zukunftsszenarien und Transformationsprozesse:

Andreas Unteidig, Designforscher, verortet die Design-Disziplin im »Dunstkreis der Smart City« und wirft einen scharfen Blick auf die komplexen gesellschaftlichen Zusammenhänge, die uns gegenwärtig in der Auseinandersetzung mit dem Urbanen beschäftigen.

Die promovierte Kulturwissenschaftlerin **Anna-Lena Wenzel** spannt den Bogen von »Facebook-Diäten und Kompatibilitätsproblemen« bis hin zu dem produktiven Leerlauf des Wartens, der uns abhanden zu kommen droht – und problematisiert das Online-Sein, ohne dessen Vorzüge auszublenden.

Dem Verhältnis von Gender, Design und Digitalisierung widmen sich **Michelle Christensen** und **Florian Conradi** in »Transgression, Transformers, Transnormal«. Die transdisziplinäre Forscherin und politische Soziologin & der Designer reflektieren die Fallen von Zuschreibungsmechanismen und die Dringlichkeit vermeintlicher Genderdemokratisierungen.

Jennifer Schubert, Designforscherin & **Malte Bergmann**, Stadtsoziologe, reflektieren Teilhabe-Möglichkeiten anhand des Projektbeispiels »Pinpoint Mehringplatz«. Im Rahmen der deutsch-israelischen Kooperation »Community Now« experimentierte Pinpoint mit neuen Formaten des bürgerschaftlichen Engagements an der Schnittstelle zwischen sozialer und digitaler Vernetzung.

Der Kulturwissenschaftler **Goran Rakic** entwirft dagegen ein Internet-der-Dinge-Zukunftsszenario – Hamburg im Jahr 2040, beinahe utopisch, beinahe dystopisch. Wir schauen in 20 Jahren noch mal nach.

Derweil unterhalten wir uns mit der Therapeutin **Helga Kurzchalia** über die Trajektorien der Einzel- und Paartherapie, die sie im Zeitalter des digitalen Wandels beobachten konnte. Ihr nüchterner und zuweilen vergnüglicher Blick auf neue Aushandlungsprozesse äußert sich auch als pointierter Kommentar zu manch feuilletonistischem Kulturpessimismus – sie verweist auf Stanley Kubricks Fotografie in der New Yorker U-Bahn aus dem Jahr 1946.

Schließlich lässt uns die Typografin **Sabine an Huef** an ihrer Hongkong-Reise teilhaben, wenn sie ihre Gedanken über Zeichen, Codes, Lesezeitangaben und Leseverhalten in der Hongkonger U-Bahn MTR schweifen lässt.



Stanley Kubrick, Life and Love on the New York Subway – Reading Newspaper, 1946. LOOK Magazine Photograph Collection, Library of Congress, Prints & Photographs Division [Reproduction number e.g., LC-L9-60-8812, frame 8] © SK Film Archives, LLC.

2/8

Andreas Unteidig

Design im Dunstkreis der Smart City

15 min.

Lachende Familien, souveräne Konsumenten, entspannte Berufstätige und dazwischen: Sensoren, unsichtbare Datenströme, die alles regeln – pure Effizienz. Das Auto weiß, wo es zu parken hat, das Geschäft läuft reibungslos, die städtische Versorgung ist wie auch der Verkehr automatisiert, jeder hat unbegrenzten Zugang zu Wissen und die Menschen können endlich glücklich sein und sich auf das Wesentliche konzentrieren. So und so ähnlich erzählen Unternehmen wie Google, Telefonica, Microsoft, Cisco, IBM, Hitachi oder Oracle die Geschichten der städtische Zukunft, der Smart City. Dabei lächeln sie natürlich recht freundlich, sie haben schließlich allen Grund dazu:

Während der Markt für »intelligente« Infrastrukturen sich immer deutlicher auf eine Handvoll Unternehmen verteilt, die die dazugehörigen, gesellschaftlichen Narrative

prägen und kommunizieren, schätzt eine Studie des Britischen »Department for Business, Innovation and Skills« das Budget für Smart-City-Projekte bis 2020 auf 408 Billionen Dollar.

Dem Design dürfte davon einiges zuteil werden, verlangt dieser Markt doch sicher nach Myriaden neuer Objekte, Interfaces und Services. Und obgleich oder gerade weil es in der Verwirklichung der gleichermaßen romantisierten wie machtvollen Vision der Smart City ohne Zweifel zu zahlreichen veritablen Projekten für Designerinnen und Designer kommen wird, lohnt es sich, das Verhältnis von Design, Technologie und der Stadt zu hinterfragen, um möglicherweise spannendere und gesellschaftlich relevantere Positionen für das Design zu antizipieren.

Doch über was sollen wir nachdenken, wenn wir von der Stadt sprechen?

Gibt es doch unzählige Konzepte, Theorien, Bücher, Artikel, Definitionen und Gegendefinitionen zum Thema. Betrachten wir sie aus der Perspektive des Designs, scheint es sinnvoll, den Fokus auf das Urbane zu richten, also auf das Leben, welches sich in der Stadt abspielt und welches die Stadt produziert; statt auf die Steine, Straßen und Kabel, aus welchen eine Stadt eben auch besteht, blicken wir auf die Stadt als soziale Praktik, als Produkt der urbanen Gesellschaft.

Der US-amerikanische Soziologe Louis Wirth beschrieb eben diese Gesellschaft bereits 1938 als groß, dicht und heterogen – die Stadt also als Ort, an dem eine große Menge unterschiedlichster Menschen und Gruppierungen aufeinandertreffen, mit verschiedenen Hintergründen, Weltanschauungen, Interessen, Ideologien, Wünschen, Bedürfnissen und Perspektiven. Als Ort, wo diese Menschen, ohne sich zu kennen, permanent miteinander in Kontakt kommen und Wege des gemeinsamen Auskommens finden müssen: das städtische Leben als gesellschaftlicher Aushandlungsprozess.

Bazon Brock geht so weit, die Stadt als den Ort zu bezeichnen, an den wir kommen, um uns zu vergewissern,

dass die Anderen auch keine Antwort auf die wirklich wichtigen – weil unlösbaren – Probleme kennen. Damit sieht er die Stadt als den Ort der Ungewissheit, des Widerspruchs, der Ambivalenz und der Infragestellung und damit als Gegenthese zu finalen Antworten, etwa aus der Religion oder der Ideologie.

Das heißt nun sicher nicht, dass die Stadt der Ort ist, an welchem das Aushalten dieser Widersprüchlichkeit reibungslos funktioniert, im Gegenteil: Stadt ist Reibung, Spannung und Komplexität, und die Möglichkeit, an den daraus resultierenden Aushandlungsprozessen teilzunehmen, unterliegt ständigen Kämpfen und Hegemonieansprüchen (man denke beispielsweise an die Prozesse um das Tempelhofer Feld in Berlin, die Kämpfe um Stuttgart 21 oder die Frage, wieviel Mitbestimmungsrechte Immigranten, Wenigverdiener oder anderweitig marginalisierte Gruppen dieser Gesellschaft haben).

Eine inhaltliche Klammer, die zur Umschreibung dieser Kämpfe neuerdings wieder öfter genutzt wird, ist das 1968 von Henri Lefebvre formulierte »Recht auf Stadt«, das, grob verkürzt, das Recht bezeichnet, an den Qualitäten und Werde-Prozessen des Städtischen Anteil nehmen zu können. Dieses Recht ist in mannigfaltiger Form der Gegenstand, über welchen in den Städten der Welt, mal gänzlich unterschiedlich, mal recht ähnlich, Kämpfe geführt werden – um bezahlbaren Wohnraum, um Freiflächen für Subkulturen und die Künste, um Bebauungspläne oder um anderweitige Fragen des Zusammenlebens in der städtischen Zukunft. Die Grundlage dieser Kämpfe ist die prinzipielle Unmöglichkeit eines abschließenden, allgemeingültigen Konsenses an einem Ort, an welchem unzählige Leben und Geschichten gleichzeitig stattfinden, gelebt von einer Gruppe von Menschen, die durch die urbanen Attribute groß, dicht und heterogen gekennzeichnet ist – während ein permanentes Bis-auf-Weiteres, ein ständiges Verschieben der Machtfelder Ausdruck demokratischer, ja politischer Prozesse ist.

Die Gleichzeitigkeit also, welche die Stadt prägt, erzeugt Spannungen und Reibungen, die wir zu verhandeln suchen, und für eine produktive Verhandlung benötigen wir eine lebendige Öffentlichkeit – oder besser: viele lebendige Öffentlichkeiten, die unabdingbar sind für eine Gesellschaft, die sich selbst als offen, dynamisch, gerecht, lebendig und demokratisch bezeichnen möchte. Im republikanischen Ideal sind Öffentlichkeiten gar der Nukleus jeglicher Idee des Städtischen, in welcher der Bürger sich für die öffentliche Sache, die Res

Publica interessiert und entsprechend öffentliche Funktionen übernimmt. Nun hat sich die Art und Weise, wie diese Funktionen performiert werden, stetig und rapide gewandelt: Von der Agora über die Salons und die Massenmedien hin zur rasant steigenden Komplexität unserer heutigen, sich immer weiter urbanisierenden und hypervernetzten Welt. Unsere Gesellschaften wachsen nicht nur im materiellen Sinne zusammen, werden größer, dichter und heterogener – urbaner –, sondern auch in zunehmendem Maße hybrid: Gegenständliche, urbane Räume verschmelzen mit virtuellen Ebenen, in welchen der Raum durch Algorithmen vermittelt und koproduziert wird. Städtische Infrastrukturen operieren auf der Basis von Daten, Stadtbewohner bewegen sich und kommunizieren durch Daten und sind unentwegt dabei, Daten zu produzieren. Längst bildet Technologie einen grundlegenden Parameter für die Art und Weise, wie wir wahrnehmen, kommunizieren, uns bewegen, wie wir interagieren und wie unsere politischen Gedanken und Positionen entstehen und sich verändern – gegenwärtig erleben wir nun den Aufschwung des Digitalen zu einer zentralen Einflussgröße in der Produktion urbaner Räume.

Bedenken wir unter diesen Gesichtspunkten den eingangs skizzierten Hype um die smarte Stadt in Zusammenhang mit der gleichzeitig stattfindenden Privatisierung des Internets durch mitunter dieselben Unternehmen, drängen sich Fragen auf: offensichtliche Fragen, wie etwa nach Autorschaft, Besitz, nach Zensur, Privatsphäre und Überwachung, aber auch Fragen über Zugänge und Anschlussfähigkeiten. Denn neben der Problematik der Hegemonie, also der Frage, wer welche technosozialen Realitäten erschafft und wer diese leben muss, wer über die Infrastruktur, das Kapital und das Wissen verfügt, und für wen die stumme Nutzung vorgesehen ist, präsentiert sich die Problematik der Exklusion: Wenn mehr und mehr soziale, politische und kulturelle Prozesse digitalisiert werden, müssen wir darüber nachdenken, für wen diese Prozesse gestaltet sind und wer überhaupt teilnehmen kann. Bezeichnungen wie »Digital Strangers« oder das vielbeschworene »Digital Gap« fungieren als Überschrift für die verschiedenen Formen der Ausgrenzung, der Trennung zwischen zwei gesellschaftlichen Welten, die der Brite Danny Kruger schon 1997 – damals noch mit Blick auf die steigende Popularität der Kreditkarte – als die Gruppen der »information haves« und »information have-nots« bezeichnete, während letztere typischerweise aus den alten, armen und bildungsfernen Mitgliedern einer Gesellschaft bestet. Um den Bogen zurück zur Öffentlichkeit (und alsbald zum Design) zu spannen, stellen wir uns die tatsächli-

chen oder imaginären Transformationen im Politischen vor, die uns seit einigen Jahren in der Gestalt von Plattformen wie Adhocracy, Neighborland oder auch der »althergebrachten« Dienste wie Facebook und Twitter begegnen und nicht nur im Nahen und Mittleren Osten Veränderungen in den Selbstverständnissen von Staatsbürgerinnen evoziert haben. Technologie hat Anteil an einem sich vollziehenden Paradigmenwechsel in gesellschaftspolitischen Prozessen, welche nach neuen, scheinbar informelleren Formen der Organisation suchen, während die tradierten Formen gesellschaftlichen Engagements, wie etwa das Parteibuch, an Bedeutung verlieren. Aber auch diese neuen Paradigmen sind ideologisch vorgeformt, etwa durch Vorstellungen über den Einsatz der besprochenen Technologien, über die Beschaffenheit gesunder Öffentlichkeiten und darüber, wie das städtische Leben verhandelt werden soll – denn so, wie im urbanen Europa des 18. Jahrhunderts das soziale und ökonomische Kapital nötig war, um in den Öffentlichkeiten der Salons, Cafés, Theater und Konferenzen teilzunehmen, brauchen wir heute das entsprechende Kapital, das Wissen und die Infrastruktur, um an den Verheißungen der Techno-Demokratie teilzuhaben.

Das Ganze ist also alles andere als unproblematisch und momentan stehen wir als Designerinnen, Technologen, Politikerinnen, Aktivistinnen oder anderweitig interessierte Mitglieder der Gesellschaft vor den sich verändernden Tatsachen ein wenig wie Carl Spitzwegs' »Gnom, Eisenbahn betrachtend«: skeptisch-distanziert, etwas sentimental und hin- und hergerissen zwischen der erwartungsvollen Faszination fürs Neue und der vergeblichen Hoffnung, dass alles wieder ein bisschen so wird, wie man es kannte.

Für uns Designerinnen bringen die gezeichneten Entwicklungen freilich Unmengen an neuen Fragestellungen, Herausforderungen und Möglichkeiten mit sich, an der Gestaltung von Kommunikationstechnologien und den entsprechend vermittelten Interaktionen teilzuhaben. Mit Blick auf die anfangs beschriebenen Narrative, die aus monetären Interessenslagen geprägt vor allen Dingen die Simplifizierung und Effizienzsteigerung – oder, wie Richard Sennett es begreift, geschlossene Systeme – im Blick haben, sollten wir uns mitunter die Frage stellen, wie wir Technologien und technologisch vermittelte Interaktionen derart gestalten können, dass sie die Bildung und Aufrechterhaltung komplexer, offener und pluralistischer Öffentlichkeiten unterstützen. Dabei

ist es zunächst beinahe nebensächlich, ob wir der immer vollständigeren technologischen Durchdringung unserer Lebenswelt wohlwollend oder auch ablehnend gegenüberstehen – angesichts der rapide sich vollziehenden Naturalisierung technologischer Vermittlung sollten wir versuchen, die richtigen Fragen zu stellen, die uns gebotenen Erzählweisen zu dekonstruieren und mit den uns zur Verfügung stehenden, designerischen Mitteln eigene Narrative entwickeln.

Gerade mit Blick auf den wachsenden Einfluss gestalteter Technologie auf die Bildung und Transformation von Öffentlichkeiten ist es wichtig, mit differenziertem Blick zu agieren und nicht ausschließlich kulturpessimistische Positionen zu beziehen, die uns heute ironischerweise am leichtesten fallen. Gerade dafür jedoch ist es unabdingbar, die technologische Vermittlung des städtischen Lebens eben nicht nur aus der Perspektive kapitalistischer Verwertungslogiken und technodeterministischer Effizienzdynamiken zu denken. Dass dieses Denken und der Wunsch nach Handlungsmacht und Autonomie für diejenigen, die in den Städten leben, auch dem Design nicht nur alte und neue, jedenfalls kritische Positionen abverlangt, sondern auch produktive Allianzen etwa mit der Forschung, den bildenden und darstellenden Künsten, der Open-Source-Bewegung und den politischen Initiativen unserer Städte, liegt auf der Hand.

Um von der Rhetorik der intelligenten Stadt zu einer Perspektive zu gelangen, in welcher urbane Technologie die Intelligenz von Individuen und Kollektiven fördert und fordert, sollte auch das Design darüber nachdenken, wie neue, lokale Strukturen geschaffen und gelebt werden können, welche die skizzierten Wandlungsprozesse demokratischer und zugänglicher machen. Denn eine »smarte« Stadt muss sich permanent aus der sozialen Praxis ihrer Bewohnerinnen hervorbringen, die politisch denken, Autorschaft erleben und ergreifen und an der Produktion ihrer eigenen Lebenswelten teilnehmen.

Pinpoint Mehringplatz. Analog-digitale Werkzeuge für neue Diskus- sionsräume

18 min.

Intro

Pinpoint ist der übergeordnete Name für eine Reihe von Designforschungswerkzeugen und Aktionen, die im Projekt »Community Now?«¹ entwickelt wurden. Ziel der Werkzeuge ist es, Einblicke in Deutungs- und Bewertungsmuster von öffentlichen Räumen zu gewinnen und kontroverse Debatten über deren Entwicklung zu entfachen. Die Werkzeuge wurden in einem interaktiven Prozess im Austausch mit Akteuren aus der Mehringplatznachbarschaft entwickelt. Aus ersten analogen Prototypen bildete sich die Pinpoint Mobile App heraus.

1 »Community Now?« ist ein deutsch-israelisches Kollaborationsprojekt (2013-2016) zwischen dem Design Research Lab der Universität der Künste Berlin, der Deutschen Gesellschaft für Designtheorie und -forschung (DGTf) und der Bezalel Academy for Arts and Design Jerusalem, gefördert von der Stiftung Deutsch-Israelisches Zukunftsförderung (DIZF). Die erste Forschungsphase wurde durch eine internationale Konferenz »Community Now? The Politics of Participatory Design« (2015) abgeschlossen, welche Ausstellungen, Nachbarschafts-Walks und öffentliche Interventionen beinhaltete; in der zweiten Forschungsphase konnten die Erkenntnisse vertieft, einige der in Berlin entwickelten Werkzeuge in Israel eingesetzt und mit dem abschließenden Symposium »Open Cities«

im Februar 2016 öffentlich präsentiert werden.
www.community-now.org.

Darauf aufbauend entstand zuletzt die Pinpoint Audio Box. Im Folgenden wird der Verlauf der Entwicklung beschrieben und auf die Fragestellung hin reflektiert, wie die Werkzeuge relevante Themen der Nachbarschaft aufdecken und durch die digitale und soziale Vernetzung konkrete, selbst-organisierte Aktivitäten in der Nachbarschaft fördern können.

Startpunkt Mehringplatz

Die Kooperation mit dem Verein »Die Globale« im Rahmen des Projektes »Community Now?« wurde zu einem bestimmenden Faktor für die Entwicklung der Werkzeuge vor Ort. Die am Mehringplatz ansässige Initiative ermöglichte die Nutzung eines Ladenlokals für die Projektzeit. Dieser Raum diente uns als »Living Lab« (Vgl.: Ehn »Design Things und Living Labs« 2009; Binder u.a. »Why design: labs« 2007, »Living the Codesign) Lab« 2011) im Sinne einer lokalen Forschungseinheit, anhand derer die Nachbarschaft erforscht und mit Anwohner/innen in einem partizipativen Prozess konkrete Anliegen diskutiert und Ideen entwickelt werden konnten.²

Der Mehringplatz liegt in dem Berliner Bezirk »Friedrichshain-Kreuzberg« und ist Teil des Sanierungsgebiets »Südliche Friedrichstadt«. Das Quartier wurde vom Senat als Gebiet mit besonderem Entwicklungsbedarf ausgewiesen. Seit 2005 arbeitet dort ein Quartiersmanagement, das soziale Projekte fördert und bündelt. Der Mehringplatz liegt an der südlichsten Spitze der Friedrichstraße, welche sich von ihren Anfängen in Berlin Mitte von einer der teuersten Einkaufsstraßen zu einer verkehrsberuhigten Einkaufspassage mit leerstehenden Ladenlokalen am Mehringplatz verändert. Optisch prägend ist die Hochhausbebauung aus den 1970er Jahren. Wie bei vielen anderen Neubauprojekten verflög die einstige Attraktivität spätestens zu Beginn der 1990er Jahre. Viele Bewohner aus der Mittelschicht zogen fort, Gewerbe gaben auf und Investitionen in Häuser und in den öffentlichen Raum wurden lange Zeit zurückgehalten.

2 Häufig wird ein »Living Lab« als eine Experimentierumgebung angesehen, in welcher Nutzerinnen und Nutzer Technologie in einem alltagsnahe empfundenen Setting testen sollen. Von der Europäischen Kommission wurden Living Labs als »Public-Private-People Partnerships (PPPP) for user-driven open innovation« (ENoLL, 2006) deklariert. In diesem Projekt verstehen wir Living Labs eher im Sinne Ehns (2009) und Binders u.a. (2007, 2011)

als lokal angebundene, kollaborative Forschungseinheit, in welcher partizipativ geforscht wird. Daher wird das Living Lab für unterschiedliche Aktivitäten genutzt: Anwohnerworkshops, Diskussionsrunden mit der Nachbarschaft, Ausstellungen oder Entwürfskurse mit Studierenden, für welche die Nachbarschaft ebenso im Zentrum der Betrachtung steht.

Wenn überhaupt als eigenständiger Ort bekannt, überwiegt häufig ein negatives Image als »Problemquartier«. Die soziodemographischen Daten sprechen dafür, dass tatsächlich sehr viele Menschen am Mehringplatz arm, oder von Armut gefährdet sind.³ 35% aller Bewohner/innen des Quartiersmanagementgebietes sind abhängig von staatlichen Transferleistungen wie Wohngeld, Grundsicherung im Alter oder Arbeitslosengeld. Bei Kindern und Jugendlichen unter 15 Jahren sind es 70%. Die Bewohnerschaft wird von zwei großen Gruppe bestimmt, einerseits von Familien mit Migrationshintergrund und andererseits von älteren Menschen ohne Migrationserfahrung, die seit längerer Zeit vor Ort leben. Es gibt im Berliner Vergleich relativ viele Kinder und Jugendliche, 90% der Kinder an der lokalen Grundschule haben einen Migrationshintergrund. Der offiziell ausgewiesene »Entwicklungsbedarf« verhält sich zu mindestens ambivalent zum erfahrbaren Alltag in der Nachbarschaft:

Die Zahlen sagen kaum etwas über die ganz konkreten Konflikte, Blockaden und Ärgernisse der Bewohnerinnen in Bezug auf ihr Wohnumfeld aus.

In unserer subjektiven Wahrnehmung waren soziale Problemlagen und Konflikte im Alltag insgesamt schwer zu konstatieren, deutlich sichtbar waren dagegen die funktionierenden Treffpunkte und Initiativen, an denen nachbarschaftliche Interaktion stattfindet. Die Entwicklung des Pinpoint-Werkzeug-Systems ging zu einem sehr wichtigen Teil auf den Wunsch zurück, eine Lücke zwischen vorhanden Problemlagen, ausgewiesenem Entwicklungsbedarf und der Perspektive der Bewohnerinnen auf den öffentlichen Raum zu schließen, also »Krisenpunkte« von sozialen Konflikten oder Übereinkünften aus Sicht der Bewohner zu identifizieren. Eine leitende Hypothese dabei war, dass Meinungen und

Wünsche zum öffentlichen Raum als Katalysatoren für weitere Diskussionen und für nachbarschaftliches Engagement dienen können.

³ Alle folgenden Zahlen sind dem Integrierten Handlungskonzept des Quartiersmanagements am Mehringplatz entnommen, Hg.: Quartiersmanagement am Mehringplatz: http://www.qm-mehringplatz.de/fileadmin/user_upload/Integriertes_Handlungs-und_Entwicklungskonzept_2015-2017.pdf

Leitende Fragen

Was sind die wichtigsten Probleme, Potenziale und Änderungswünsche der Bewohner/innen in Bezug auf den öffentlichen Raum? Wie lässt sich auf diesen Themen aufbauend eine kontroverse Debatte mit Bewohnerinnen und Bewohnern unterschiedlicher sozialer Herkünfte und Altersschichten herstellen? Können durch die digitale und soziale Vernetzung konkrete, selbstorganisierte Aktivitäten in der Nachbarschaft unterstützt werden?

Arbeitsschritte

Die Pinpoint-Aktion⁴ startete mit zwei Anwohnerworkshops, in denen mit der ersten, prototypischen Version der Pinpoint-App⁵ Orte und Alltagssituationen in der Nachbarschaft dokumentiert, bewertet und kommentiert wurden.⁶ Die App selbst bot den Ausgangspunkt für einen gemeinsamen Erfahrungsaustausch, indem die individuellen Meinungen in den diversen Gruppen anhand der erhobenen Daten diskutiert und gegenseitig angereichert wurden. Das Workshopformat mitsamt der App bildeten den zentralen Bezugspunkt, der alle Anwesenden durch die Arbeitsschritte leitete. Die niederschwellig gestaltete App schaffte eine Form der Ernsthaftigkeit und wurde zu einem Mediator zwischen der Forschungsgruppe und den Teilnehmenden. Die Nutzer wurden angeleitet, aus ihrer Perspektive positive wie negative Orte zu identifizieren und zu benennen sowie Ideen für konkrete ortsbezogene Änderungswünsche zu formulieren. Die Arbeit mit visuellem Material und kurzen Statements wurde dabei intuitiv verstanden. In einem nächsten Schritt haben wir die Beiträge im Living Lab über einen längeren Zeitraum projiziert und gemeinsam diskutiert. Die reduzierte und prägnante Form der Darstellung von Bildern und Kommentaren half dabei, den Diskurs zwischen den unterschiedlichen Generationen und sozialen Hintergründen zu erleichtern. Vor allem den Jugendlichen half sie, ihre persönliche Perspektive gegenüber den Älteren ausdrucksvoll darzustellen. Nach einigen Wochen Projektionszeit wurden die Eingänge unsererseits analysiert und geclustert.

4 Der komplette Prozess wurde für die Nachbarschaft auch auf dem Blog »pinpointing-mehringplatz.tumblr.com« festgehalten.

5 Lizenziert unter Creative Commons 4.0 für Android 4.1 und höher.

6 Siehe Anwohnerexploration: tinyurl.com/hq4d6q; Exploration mit Symposiumsteilnehmerinnen (nach Iteration der App): tinyurl.com/p8sooh

Es konnten zwölf lokal-relevante Themen herausgefiltert werden, die Potential zur Weiterentwicklung versprochen – vom lokalen Drogenumschlagpunkt, der manelhaften Schulbildung, einer fehlende Kontinuität von lokalen Projekten oder der nicht enden wollenden Langzeitbaustelle im Zentrum der Nachbarschaft. Diese Themen haben wir in einem öffentlich angekündigten Treffen vorgestellt, vor einem Publikum bestehend aus 1) Anwohnerinnen und Anwohner – etwa einem ehemaligen Sozialarbeiter, einer Lokal-Journalistin und-Aktivistin, einem Mitglied der Literaturgruppe, einem lokalen Schriftsteller und Künstler, 2) lokalen Interessensvertretern wie der Leiterin des Quartiersmanagements oder der Nachbarschaftsbeauftragten, 3) neuansässigen Akteuren aus der Kreativwirtschaft und Start Ups. Ziel war es, die Anwesenden dazu zu motivieren, die Verantwortung für eines der Themen zu übernehmen, um eine Veränderung in der Nachbarschaft anzustoßen. Die rege dreistündige Diskussion, in welcher zahlreiche lokale Anliegen aus unterschiedlichen Perspektiven angegangen wurden, beleuchtete die diversen Interessen und Sichtweisen als auch den Bedarf, vergangene Entscheidungen von institutionellen Trägern offen zu hinterfragen und zu kritisieren. Die hitzig geführte Debatte war wichtig für den Aushandlungsprozess der Anwohnerschaft, jedoch verstellte sie zunächst den Blick auf zukünftige Aktionen.

Nach dieser Erfahrung und der ersten Forschungsphase, begleitet von Einzelgesprächen mit verschiedenen Akteuren der Nachbarschaft, filterten wir das Thema heraus, welches von Anfang an in allen Alters- und Sozialschichten als ein wichtig empfundenes Anliegen galt: die Langzeitbaustelle im Zentrum der Nachbarschaft. Durch die schlechte Informationslage als auch den jahrelangen Bauzeiten beschwerte sich ein Großteil der Anwohnerschaft über das Wegfallen des vorher intensiv genutzten Parks inmitten der Nachbarschaft.

Um dieses Thema spielerisch zu adressieren und Jugendliche – als Großteil der Bewohnerschaft – zu erreichen entwickelten wir ein weiteres Werkzeug: die analog-digitale Audio

Box. Sie wurde als Werkzeug, um Positionen einzufangen, beim Sommerfest sowie über einen Zeitraum von zwei Wochen im Café MadaMe aufgestellt. Durch die Möglichkeit der Tonaufnahme, die schlechte Bauweise, die Anlehnung an bekannte Kommunikationsmittel wie dem öffentlichen Telefon und einer intuitiven, spielerisch ablaufenden Interaktion beabsichtigten wir, Hemmschwellen herabzusetzen und das Mitmachen zu erleichtern.

Die generierten Inhalte sollten in gesammelter Form veröffentlicht werden, um als »Sprachrohr« zu dienen und idealerweise die Bauträger darauf aufmerksam zu machen, dass sich die Nachbarschaft durchaus formieren kann und sich den Geschehnissen gegenüber nicht gleichgültig verhält. Das Vorgehen nahm damit den Wunsch der Akteure auf, über diese Bündelung der Stimmen eine beschleunigte Fertigstellung der Baustelle zu bewirken oder zumindest eine verbesserte Informationslage herzustellen. Die rege Teilnahme wies darauf hin, dass die Aktion von unterschiedlichen Anwohnerinnen und Anwohnern gut angenommen wurde. Vor allem Jugendliche fühlten sich davon angesprochen, verstanden ohne zusätzliche Erläuterung die Handhabung des Werkzeugs und formulierten überraschend ernsthaft ihre Beschwerden, Fragen und Ideen zur Baustelle.

Die Ergebnisse konnten wir Vertreterinnen und Vertretern des Sanierungsbeirates »Südliche Friedrichstadt« vorstellen⁷ und eine Übergabe an die Bürgergremien, die sich für eine transparente Kommunikation des Bauträgers einsetzen, initiieren. Die Präsentation im Sanierungsbeirat konnten wir als gelungene Anbindung von Bewohnerinteresse an offizielle Planungsinstanzen werten. Doch trotz anschließender Zusage von Seiten des Bauträgers, sich dem Gremium anzuschließen und gemeinsam einen adäquaten Informationsfluss zu gewährleisten, erfolgte keine Terminierung. Ein halbes Jahr nach der Übergabe wurden im Rahmen der Sanierung bereits neue Vorhaben ausgerufen. Die zusätzlichen Großbaustellen in der Nachbarschaft rückten – zumindest bei den Bürgergremien – die Diskussion um die zentrale Baustelle in den Hintergrund und das Thema verlor auch bei den Interessensvertretern der Nachbarschaft an Priorität. Als abschließende Fortführung wird das entstandene »Bürgermanifest«⁸ großflächig an die Bauzäune der Baustelle plakatiert werden, um noch einmal Aufmerksamkeit auf das Thema zu lenken, als auch der Anwohnerschaft mehr Befähigung zuzusprechen.

7 Dieser besteht aus Anwohnern und den für das Sanierungsgebiet zuständigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Bezirks- und Senatsverwaltung und deren Beauftragten.

8 Siehe »mehringplatz.community-now.org«

Fazit

Abschließend betrachtet hat sich die Pinpoint-App als produktives Forschungswerkzeug erwiesen, um partizipative Prozesse anzustoßen, Perspektiven der Bewohnerschaft zu ermitteln, diskursiv zu analysieren und zu systematisieren. Gerade die enge Verknüpfung von digitalem Werkzeug und intensiver Face-to-Face-Kommunikation half, ortsbezogene Anliegen in einem Aushandlungsprozess zu eruieren und Bewohner zum Mitmachen zu motivieren. Kritisch zu beurteilen ist, dass aus den aufgeworfenen Themen und Diskussionen nur geringe Impulse für weiterführende, selbstorganisierte Aktivitäten entfacht werden konnten. Das Gefälle am Mehringplatz zwischen den Personen, die bereits in nachbarschaftsorientierten Aktivitäten engagiert waren, und denen, die sich wenig für diese Belange interessieren, konnte nur punktuell und durch die Aktivität der Forschungsgruppe in Workshops sowie der Präsenz vor Ort überbrückt werden. Die gewonnenen Erkenntnisse bieten jedoch eine Grundlage für weiterführende, vergleichende Untersuchungen zum Einsatz der Werkzeuge für Prozesse der Selbstorganisation im unmittelbaren Wohnumfeld.

4/8

Michelle Christensen and Florian Conradi

Transgression, Transformers, Transnormal

15 min.

Doing and Making Gender

We currently live in a world where we have managed to design everything – from life (‘designing babies’ through pre-implantation genetic diagnosis), to death (from last-will-apps. to Google’s ‘Immortality Project’), and at times even afterlife (digitally, at least). And so, we have also designed gender – physically and mentally, material and imagined, in visions and in everyday life. Gender itself, of course, is not an inherent or innate quality, but rather a performance that people are taught, and that they are constantly conducting and producing. As it is acted out in interactions – between people, people and things, and perhaps even between things themselves – these performances construct gendered behaviour, making the concept seem as if it would be a natural occurrence. It is, thereby, nothing more than a narrative that is actively being individually and collectively performed, produced and sustained as an agreed-upon fiction with very real and oftentimes even rather unfortunate realities. For the last thirty-five years, gender theorists have spent much time speaking about ‘doing gender’, in order to loosen the concept clearly from being perceived as existing as any form of natural or given instance. So whether we think about undoing, redoing, or even overdoing it – there is no misdoing gender(s). There are no limits or boundaries to potential performances – except the unfortunate ones that are upkept by the policing of ourselves and of each other.

The design of technology therefore not only involves the making of the technologies themselves, but also the socio-material haptic that surrounds what we might think that they are, or imagine that they might become. One cannot look away from how we place these techno-

logies in society, and how we use them as being (and to become) 'normal' or 'natural' – how they enable or discipline us.

One place that technology and design merge to nicely illustrate the cultural re/production of gendered ideals and their materialisation, is body augmentation. Culturally deeper-seated and more subtly poignant than the classical discussion of breast implants or hair removal include for instance the 'permanent smile' – the slight turning upwards of the corner of the mouth, popular with young Korean women as the plastic surgery makes for an illusion of perpetual cheer. Other examples include the famous 'Asian double-eyelid surgery' which allows for a more 'Western' sculpting of the eyes by adding an eyelid (something most 'Westerners' might have taken for granted until now), to eye-operations which produce a manga-like look, obviously an interestingly gendered fiction worth an analysis in itself. These operations are not just altering bodies, but permanently altering expressions. They are not just an expression of culture being materialised, they are the production of culture itself. From pacemakers and organs transplants, to hostmothers and sex-changes, we can, and have, redesigned the meaning of what it means to have a body, and what that body is. Helpful or not, and for whom, the fact is that even processes such as pregnancy and childbirth are directed increasingly by sophisticated and rather intrusive technologies. The issue of gender and technology then, is not just the problem of men's current monopoly of the field of technology (revealed by the fast-growing literature on this intersection), but furthermore the way that gender is embedded in technology itself.

Now that things have become so deeply, mentally and physically, a part of us, we must begin to understand how things are not just gendered, but gendering us. What underlying ideas of culture are being designed, not just in to the world, but as a society of social cyborgs and organic androids, in to us? Technology is not just a part of our everyday life, although we like to tell ourselves that we can turn our phone of, it is becoming a part of our DNA, both literally and metaphorically. It is embedded severely in us, sometimes obviously and other times more furtively, and in every way. We depend on it to function, as it depends on us. But at a time where we can hardly tell nature from culture, or object from subject – where does that leave gender and all that it is based on?

No Body is Neutral

Things tell us who we are and who we should be. From cars and toys, to blogs and feeds, countless things on the market right now are gender-scripted to unwittingly reproduce us hunters and berry-pickers. So far, the gender-critical and gender-sensitive debate in the design field has often resulted in an attempt to create things which are 'gender-neutral'. But there is no neutral. Gender is not, nor can it ever be neutral. Nor can things. Design is in and of itself political.

Even the concept of 'unisex' is built on the appropriateness to both sexes, implicitly acknowledging that society is based on the dialectic of two sexes. Even when moving towards the more complex idea of androgyny, we either tend to rely on the association of that which is not already gendered by association (hint: nothing!), or we attempt to semantically mess so much with the basic associations of the dialectics that we can no longer be sure what is what (once again acknowledging the dialectic).

Moreover, the (much appreciated but perhaps impossible) attempt of gender neutrality in design tends to focus very much on gender and design. However, as we have learned the hard way from a history of (initially rather 'white') feminism, gender can never be removed from its situatedness, and hence, from its intersection with real lives and bodies. It is inevitably entangled in junction with sexuality, class systems, understandings of race and ethnicity, and so much more. And so, our understandings of the privileged and the non-privileged must be seen more multidimensionally, and granted, adding design and technology to the equation does not make it easier to solve – but it might make it more applicable.

So it seems that we live in times where we witness the re-embodiment of culture not just in language and material, but in pixels (from gendered e-commerce to racist algorithms), where things and technologies can hardly be seen as something 'other' than us, but rather as the nodes that hold together the network that is society. Could these nodes be a chance? Could technologies based on decentralised networks rather than hierarchy raise a potentially new relationship between gender and technology? Could the gendering (of) digitalisation be provoked by involving all genders, from a very young age, in the active democratisation of technology?

Democratising Technology – Democratising Gender Technology is rapidly becoming more accessible to more people, situated people, with their own needs and bodies. Being created outside of the technical industry is resulting in the fact that diverse groups can phantom, use and even create technological products and services of their own, and participate meaningfully in the development of them. As open source encourages users to participate directly in development of software, prototyping platforms like arduino have made electronics more accessible to all ages and backgrounds, and 3D printers have raised the potential to increasingly democratise production. And as we witness the increasing decentralisation of the materialisation of needs, motivations, knowledge and abilities in technologies, we begin to see a potentially new era of economies and production. Whether this be the home printing of open-source prosthetics or the development of DIY bionics, we can assert a tendency towards the democratisation of the design of technology.

Is there a chance to use
this as an opportunity
to overcome the dialectic
regimes of power,
such as gender, or will
we just continue to
produce the artificial in
the artificial?

Just reproducing our cultural failures, now not by industry, but by ourselves. Will we continue to develop the world-as-we-know-it, being so socialised to believe in it that we can hardly think outside of the cultural framework? Or could this indeed be the fourth wave of feminism – in which we will discover new freedoms and new oppressions? The mutually constitutive relationship of gender and technology is both fluid and situated, and in constant flux. And so, through this democratisation, there might in fact be a real chance to envision and practice a queer politics of technology – in the hope that this might be key to achieving a material, lived and decentralised gender equality. If technologies allow

us to alter ourselves – physically, in identities, and in experiences, then we have the freedom to bring forward queer phantasies as realities, new empathies and new commons. To create a place with space for bodies, matters, multiplicities – designed not by cooperations but by people for their own everyday needs (although yes, being aware that these same technologies can also create oppressions of bodies as subjects and matters).

This is important, not just because long-standing oppressions are being more subtly weaved into us corporeally and in to the fabric of our everyday lives, or because we still have not managed to create a space for hybrid bodies. It is moreover important because as we design life and death, sexuality and gender, partnership, reproduction, consumption – minds and bodies, we raise some very real ethopolitical questions. And if one thinks, even for a moment, that designers are exempt from these philosophical and political questions, then one thought very wrong. Because who, if not the science of the artificial, should instigate the frameworks which make this all possible?

From the first techno-spheres of industrial machinery and military weaponry, we have (b)reached a level (and scale) of intimacy – from ubiquitous computing to medicinal extensions and nano technology. And when the technology is around us, between us, and in us, then we can hardly help but ask ourselves the question: What is being reproduced within these reproductions? What are we materialising as discourses that will be re-materialised back in to our (physical and digital) bodies? At this point, designers might have to admit that gender is not a topic that one can choose to deal with as much as it is an embodied and lived reality which is being literally (re)constructed through actual things every day. And equally, more of the gender field must begin to admit that gender is not just the formation of subjectivities, discourses and symbolism, but also a very real reality realised in concrete, plastic and micro-controllers. Be it do-it-yourself-genders or open-source-sexualities – we must begin to develop new visions for the intersectionality of gender and technology.

5/8

Goran Rakic

Von Robo-Taxis, Solarstraßen und Echtzeit- Routing*

15 min.

Wir schreiben das Jahr 2040 – Hamburg liegt zwar noch immer an der Elbe, aber ansonsten hat sich vieles verändert. Dank einer zukunftsorientierten und konsequenten Verkehrspolitik klingen Begriffe wie »Stau«, »Smog« und »Parkplatzsuche« wie Relikte aus einer längst vergangenen Zeit. Klingt unvorstellbar? Lesen Sie unsere fiktive Reportage über einen ganz normalen Arbeitstag in 25 Jahren: »Ihre geplante Reiseroute ist wieder synchron« Hamburg, 14. November 2040,

8:57 Uhr

Harburg. »Ziel erreicht. Vielen Dank für die Fahrt. Sie können jetzt die Kabine verlassen. Dieser Wagen ist ab 9:15 Uhr wieder gebucht. Angenehmen Tag noch«, ertönt es aus den Lautsprechern. »Gebucht ...«, murmele ich, als ich mich aus dem Fahrzeug zwänge. »Du musst doch erst mal zur nächsten Steckdose.« Schwach flackern die Scheinwerfer wie zum Gruß noch einmal kurz auf und der Kabinenroller summt wie von Geisterhand gesteuert allein zurück in Richtung Stadt. Und da stehe ich jetzt - irgendwo an einer Landstraße im Nieselregen des Hamburger Umlands und weit und breit kein Connection-Lift in Sicht. Da ist ja wohl wieder mal was schief gelaufen bei der hh.mobility-App ...

Endlich meldet sich »Vocy«, mein Earphone. »Ankunft Ihres Kontaktfahrzeugs in circa 30 Sekunden. Ihre geplante Reiseroute ist wieder synchron.« Das wurde auch Zeit, immerhin zahle ich ja auch das teure Premium-Abo für die gesamte Hamburger Metropolregion. Und schon taucht ein Wagen in der Ferne auf. Leise summend kommt er neben mir zum Stehen. Ich atme erleichtert auf - größer! Ein Vorteil, sobald man die Stadt verlässt: Die Fahrzeuge nehmen wieder rückenfreundliche Maße an. Und diesmal sitzt sogar jemand am Steuer. »Moin«, begrüßt mich der Fahrer hamburgisch herzlich. »Sie wollen zum - wie heißt das - Abschnitt BAT3F?« Ich nicke stumm. »Oh, das ist ja mal zeitlich knapp kalkuliert«, brummt der Fahrer, »mal sehen, ob wir das hinkriegen.« »Das wäre sehr schön«, antworte ich knapp und umklammere den Autark-Koffer mit meiner Ausrüstung noch etwas fester. Mir bleibt nur noch eine halbe Stunde. Hätte ich die eilige Videonotiz von meinen Chef heute Morgen bloß nicht angenommen ...

Rückblende: 7:54 Uhr. Meine Wohnung.
Videonotiz von Prof. Dr. Uwe Hanseemann –
Dringlichkeitsstufe 1

»An alle zertifizierten Technikerinnen mit Autark-Koffern. Wir haben einen Notfall: Ein Solar-Panel im Bauabschnitt BAT3-F, kurz hinter Harburg, ist defekt. Wir haben bereits unsere Drohnen hingeschickt, aber die Live-Bilder geben nichts her. Es gilt höchste Dringlichkeit! Um 9:30 Uhr ist eine Pressevorführung für die gesamte Anlage terminiert und es wäre der Supergau. Egal, kurz gesagt: Ich zahle die doppelte Pauschale, wenn mir einer von euch den A ... rettet und die Sache noch richtet. Kommt, gebt euch einen Ruck BITTE!« Ich weiß nicht, warum ich meinen Kaffee abgesetzt und auf das grüne »Confirm«-Feld getippt habe. Mitleid? Morgen-Tranigkeit? Mietrückstände? Wahrscheinlich eine Mischung aus allem, jedenfalls habe ich es gleich wieder bereut. In nur anderthalb Stunden erst nach Harburg kommen und in dieser Zeit auch noch was reparieren? Normal ist das nicht zu schaffen. Ich greife zu meinem Earphone und öffne die hh. mobility App. Wie komme ich da bloß hin und bis wann? Und wie? »Hallo, wohin soll's heute gehen?«, begrüßt mich Vocy. »Von hier nach Harburg, ab sofort«, antworte ich hastig.

»Ich verstehe. Ich kann Ihnen fünf Routen zur Auswahl anbieten: die schnellste, die komfortabelste, die günstigste, die umweltfreundlichste und, jetzt neu: die wahrscheinlich sicherste. Welche wünschen Sie?«

Elektrofahrräder und Ladestationen gehören in 25 Jahren fest zum Stadtbild. »Natürlich die schnellste!«, betone ich. Eine dynamische Übersichtskarte wird mir angezeigt. *Berechnete Ankunftszeit: 9:05 Uhr.*

Kaum eine halbe Stunde für die Reparatur. Das kann ja heiter werden. Meine Reiseroute enthält eine Kombination aus meinem eFahrrad, S-Bahn, Mini-Bus, Robo-Taxi und einem klassischen Limousinen-Taxi. »Diese Route belastet ihr Mobilitäts-Konto voraussichtlich um 87 Einheiten, da der letzte Teilabschnitt mit dem Limousinen-Taxi außerhalb ihres Premium-Abos liegt. Soll ich dennoch buchen?« Ich nicke. Die Sensoren in meinem Earphone interpretieren das als ein Ja. »In Ordnung, ich übernehme von nun das Echtzeit-Routing für Sie«, informiert mich Vocy. »Sie haben ab jetzt noch 26 Minuten bis zum S-Bahn Anschluss.« Na dann kann ich ja noch gerade den Kaffee austrinken. Im Rausgehen schnappe ich mir noch schnell den Austausch-Akku für mein Elektrofahrrad aus der Ladestation. Hoffentlich ist genug Saft drauf ...

8:10 Uhr

»Bei Ihrem momentanen Tempo haben Sie jetzt noch zehn Minuten bis zu ihrem S-Bahn-Anschluss«, informiert mich Vocy. Ok, ok ... Ich fühle mich mal wieder getetzt von dieser Echtzeit-Aktualisierung. Ich trabe zum Fahrrad-Container und schiebe den Austausch-Akku in die Hinterrad-Nabe, los geht's. Auf der Straßenmitte rolle ich inmitten eines Schwarms von Hunderten anderer Radlern in Richtung S-Bahn. Zwei- und Dreiräder, unterschiedlichster Machart, überwiegend mit Elektrounterstützung. Gelegentlich überholen uns Busse, in Kette geschaltete Auto-Flotten und Robo-Sammel-Taxen von rechts. Ganz selten, auf den Schleichspuren, den ehemaligen Fahrradwegen, gibt's sogar private Autos mit nur einem Insassen am Steuer. Erst kürzlich hat Hamburg die Preise für die Schleichspuren und die letzten öffentlichen Parkplätze wieder erhöht. Ich will gerade zur S-Bahn abbiegen, als sich plötzlich Vocy meldet: »Achtung! S-Bahn Ausfall. Grund des Ausfalls laut HVV-Info-Radar: Personenschaden. Bis auf Weiteres ist die S-Bahn Strecke unterbrochen.« Das darf doch nicht wahr

sein! Auch viele andere Radler bleiben stehen, lauschen gebannt in ihre Earphones oder schauen verzweifelt auf ihre Displays. »Einen Moment bitte, ich berechne eine alternative Route für Ihr Ziel... bitte warten... bitte warten ... Matching gefunden! In 300 Meter Entfernung habe ich ein Robo-Taxi, Typ Kabinenroller, für Sie reserviert. Ihre hh.mobility-Versicherung übernimmt die anfallenden Umbuchungskosten. Abfahrt in zwei Minuten.« Und da steht auch schon mein Kabinenroller an einer kabellosen Ladestation. Ja, lade nur, ich bin auch schon ordentlich geladen. Eine Laufschrift auf dem Display zeigt meine Buchungsnummer an und ich werde mit einem kurzen Flackern der Scheinwerfer begrüßt. Ich zwänge mich in die enge Kabine. Bis hinter Harburg sind mir wahrscheinlich die Beine eingeschlafen ...

9:03 Uhr

Hinter Harburg. Nach der Tortur im Kabinenroller sitzt es sich in so einer Classic-Limousine wirklich angenehm und mein Fahrer ist noch ganz die alte Schule: Konzentriert schaut er auf die Straße, während er mit sichtlichem Vergnügen das Fahrzeug lenkt, echt manuell. Meine Augen suchen die Armatur ab, und da entdecke ich sie dann doch, die Plakette mit dem Zeichen A+. Dachte ich mir doch: ein Autonomi - ein vollautonomes Fahrzeug. Das Lenkrad ist eigentlich nur Zierde. Was für ein Angeber, denke ich grinsend bei mir. »Und wieso müssen Sie so eilig an den Hintern der Heide gebracht werden?«, fragt mein Chauffeur mich beiläufig. »Eine Teststrecke«, entgegne ich. »Wir testen solarbetriebene Module als Ersatz für den herkömmlichen Straßenasphalt. Die produzieren dann nicht nur Strom, sondern auch Licht und Wärme.« Mein Fahrer brummt verständnislos: »Solarstraße? Das ist doch Schnee von gestern. Wurde schon vor knapp 30 Jahren erfunden und nie gebaut: zu teuer, zu ineffektiv...« »Ja, ja«, sage ich, »aber wir können es diesmal besser: günstiger und effektiver«. »Um wie viel günstiger und effektiver?« »Um den Faktor 1.000 herum.« »Was?!?« Mein Chauffeur nimmt die Hände vom Steuer, dreht sich um und schaut mich erstaunt an. Und bevor er etwas sagen kann meldet sich schon der elektronische Fahrerassistent und verkündet mit sonorer Stimme: »Kein Problem, ich übernehme für Sie. Sicher sind Sie nur etwas unaufmerksam oder wollen sich etwas ausruhen.«

9:27 Uhr

Baubschnitt BAT3F. Die Sicherung.

Es war nur eine dusselige kleine Sicherung auszuwechseln und dafür die ganze Aufregung. Um die Ecke sehe ich jetzt die ersten Pressevertreter eintrudeln. Mein Job ist erledigt, ich will nach Hause. »Rückfahrt jetzt« beauftrage ich Vocy mit dem Routing meines Heimwegs. »Rückfahrt möglich in sechs Minuten. Achtung: Dieses Fahrzeug stammt aus dem C-Pool von hh.mobility. Komplikationen auf der Fahrt innerhalb der Stadt sind möglich. Soll ich dennoch buchen?«, fragt Vocy. Ich stutze kurz. »Was bedeutet C-Pool?«, frage ich Vocy. »C-Pool steht für Fahrzeuge mit fossilem Brennstoffantrieb. Dieses Fahrzeug würde ihr Konto mit 340 Einheiten belasten, da es als umweltschädigend gilt. Soll ich dennoch für Sie buchen?« Ich muss schlucken. So teuer? Aber es hilft alles nichts. Ich will ja schnellstmöglich zurück und ansonsten sind gerade keine Fahrzeuge verfügbar. Ich nicke und lasse Vocy die Buchung durchführen. Sechs Minuten später höre ich schon von weitem ein lautes Brummen. Wenn das mal kein Dinosaurier ist. »Ja, ein SUV. Diesel«, begrüßt mich der Fahrer grinsend, als könne er meine Gedanken auf meinem erstaunten Gesicht ablesen. »Damit kommen wir doch nie in die Stadt rein«, erkläre ich. »Die Sensoren an der Stadtgrenze werden Ihren Wagen schon vorher registrieren.« Der Fahrer entgegnet: »Müssen wir ja auch nicht. Aber bis zur nächsten S-Bahn Station kann ich Sie bringen. Wollen Sie nun rumökologisieren oder einsteigen?« Widerwillig steige ich ein. Wir fahren los. Ich strecke meine Beine aus. Wir schaukeln sanft auf der Landstraße. Und ich fühle mich in diesem Riesen-Sitz und bei diesem satten Brummen so richtig wohl. Aber das versuche ich mir nicht anmerken zu lassen.

6/8

Helga Kurzchalia

Therapeutin im Interview

10 min.

Frau Kurzchalia, als Psychotherapeutin arbeiten Sie mit Einzelpersonen und Paaren, die auch unter der Last von übermäßigem Gebrauch von Smartphones und anderen smarten Endgeräten leiden. Was raten Sie ihnen?

Zunächst interessiert mich, ob meine Gegenüber den persönlichen Gebrauch selbst als Belastung empfinden. Schließlich gibt es ja keine einfache Faustregel für den »richtigen« Smartphone-Gebrauch, der für alle Menschen gleichermaßen gültig ist. Vielmehr geht es darum, das eigene Maß, die eigene Balance zu finden. In den letzten Jahren habe ich vermehrt erlebt, dass Klienten über psychische Erschöpfung, innere Unruhe, mangelnde Konzentration und Schlafprobleme klagen oder Angst vor einem möglichen Burn-Out haben. In diesem Zusammen wird die Überlappung von Arbeit und Privatsphäre, die ständige Erreichbarkeit natürlich oft thematisiert. Zum Beispiel, dass du noch vor dem Frühstück die Arbeitsemails checkst; oder, dass du abends und sogar nachts erreichbar bist und nicht selten auch am Wochenende. Und genau hier stellt sich die Frage: Was ist für dich selbst ein gutes Maß und auch, was willst du den anderen zumuten und was nicht? Ich erinnere mich an eine junge Graphikdesignerin, die unter starken Unruhezuständen litt. Für sie war es ein erster Schritt zur Veränderung, morgens auf dem Weg zur Straßenbahn nicht schon im Gehen die E-Mails ihres Arbeitgebers zu checken. Allein dieser Schritt war schon schwierig genug! Das klingt belanglos, ist aber keineswegs selbstverständlich, wenn man meint, ständig verfügbar sein zu müssen und noch dazu Mutter von zwei Kindern ist, einen Fulltime-Job hat, eine mehr oder weniger schwierige Beziehung führt – dann ist das schon mal keine leichte Aufgabe ... Also, es geht eben, wie so oft, nicht

vordergründig darum, dass ich als Therapeutin eine Antwort – und noch dazu die richtige Antwort – zur Hand habe, sondern eher darum, im Gespräch die »richtigen« Fragen zu stellen.

Inwiefern?

Zum Beispiel: Für wen ist »es« ein Problem? Woran würde ich merken, dass ich mich entspannter fühle, zufriedener bin? Was wäre das erste Zeichen einer Veränderung? Und wie würde sich das dann in meiner Beziehung auswirken? Wer würde es sonst noch merken und was wäre dann anders usw. usf. Fragen helfen, in eine andere Richtung zu denken, die Perspektive zu wechseln und neue Bilder und Lösungen zu finden. Manchmal erzähle ich von hilfreichen Erfahrungen anderer Klienten. Zum Beispiel in der Mittagspause nicht sofort auf E-Mails, SMS und WhatsApp zu antworten, sondern statt dessen vor die Tür zu gehen. Oder auch das Smartphone stundenweise auszuschalten. Oder ein Familienwochenende ganz ohne Smartphone zu verbringen. Aber die Entscheidung, was man probieren möchte und was nicht, liegt natürlich bei meinem Gegenüber.

D. h. im Grunde muss jede/r für sich selbst aus-handeln, wie viel Online zuträglich ist. Hat sich das Verhältnis dazu in den letzten Jahren verändert?

Wie gesagt, jeder von uns kann beobachten, dass das Phänomen der ständigen Erreichbarkeit – und damit einhergehend auch der individuellen Beanspruchung – massiv zugenommen hat. Dabei geht es um die Erwartungen von außen, privat wie beruflich, aber natürlich auch um unsere eigenen Ansprüche: Ich habe mich daran gewöhnt, dass ich Sonnabend um 23:00 Uhr noch im Supermarkt einkaufen und rund um die Uhr etwas online bestellen kann. Grenzen haben sich generell verschoben. Und wenn eine allgemeine Verfügbarkeit Konsens ist, dann stellt sich die Frage, an welcher Stelle spiele ich mit – und an welcher Stelle grenze ich mich ab? Welchen Freiraum wünsche ich mir? Und: Was hindert mich daran, diesen Wunsch umzusetzen? Wie abhängig bin ich vom Bild des Anderen? Muss ich tatsächlich dauernd super drauf sein, leistungsstark, kommunikativ, ständig präsent, und: Weiß ich überhaupt noch, was mich selbst interessiert, oder reagiere ich ständig auf die Erwartung anderer? Anders gesagt: Brauche ich für mein Selbstwertgefühl permanent Rückmeldung, oder wie viel Sicherheit finde ich in mir selbst?

Erhöht also beispielsweise Facebook den Druck? Gerade, wenn man die Erfolgsgeschichten und -fotos anderer permanent sieht? Dass man eine positive Außenwahrnehmung hervorrufen möchte?

Dass man sich ständig vergleicht? Ja, klar, aber Menschen nutzen Facebook ganz unterschiedlich, ich bin da nicht so pessimistisch. Auch hier gibt es eine ganze Palette von Möglichkeiten. Die einen schauen alle paar Minuten ins Facebook, sind geradezu süchtig danach, die nächste Botschaft zu empfangen oder zu verschicken. Andere wiederum entziehen sich dem komplett und sind geradezu stolz, ohne Anrufbeantworter und Mobiltelefon auszukommen. Wieder andere freuen sich, über Grenzen hinweg in Kontakt zu sein und die Zahl der Kontakte selbst zu bestimmen. Ich denke, wir müssen mit dem Internet, mit seinen Vor- und Nachteilen zurechtkommen, und es macht wenig Sinn, das Internet samt moderner Welt zu verteufeln, es bleibt ein ständiger Lernprozess, von dem natürlich auch ich nicht weiß, wohin er am Ende führen wird.

Smartphone im Bett: Ist das ein Thema für Paare in der Therapie?

Ja, manchmal schon. Früher haben Paare zusammen Fernsehen geguckt oder nebeneinander die Zeitung gelesen, jetzt also Laptop und Smartphone. Oft müssen Zeitfenster für gemeinsam verbrachte Zeit erst einmal ausgehandelt werden, bevor sie selbstverständlich werden. Zum Beispiel sah es neulich ein Paar im Gespräch als Herausforderung an, versuchsweise wöchentlich abends zwei Stunden zur gleichen Zeit nicht am Laptop zu verbringen. Was passiert da plötzlich, in welche Weise ist man einander ausgesetzt, wieviel Nähe möchte ich?

Und?

Ich sehe sie nächste Woche wieder (Lachen). Diese laptopfreie Zeit kam übrigens beim Thema »keine Sexualität« – »immer gemeinsam aber nie zusammen« ins Spiel. Und natürlich tauchte hier nicht nur die Frage nach gemeinsam verbrachter Zeit, sondern auch nach Autonomie auf: Wieviel Zeit braucht jeder für sich? Und was, wenn beide den Umgang mit dem Smartphone sehr gegensätzlich erleben – also zum Beispiel, der eine ständig mit seinem Smartphone zugehört, während der andere davon genervt ist. Übrigens ist die Abhängigkeit vom Smartphone – nach meiner Erfahrung – nicht unbedingt genderspezifisch ... Mal beklagen sich Frauen über ihre handysüchtigen Männer, mal umgekehrt und hat mitunter eher mit

den Berufsgruppen zu tun. Mich interessiert zum Beispiel, warum es für den einen Partner gut ist, ständig das Smartphone bei sich zu haben, und warum der andere gern mal darauf verzichtet. Und was wäre in den Augen beider der erste Schritt eines möglichen Kompromisses. Dass das Handy nicht griffbereit neben dem Frühstücksteller liegt?

Smartphones erleichtern doch enorm das Beisammensein ...

Genau. Und manche haben auch vorher nicht miteinander gesprochen :) Oft klingt es so, als hätte man früher ununterbrochen miteinander kommuniziert, und heute täte man das nicht mehr. Dank Smartphone gibt's natürlich ganz andere Möglichkeiten, manche Paare haben selbst die gemeinsame Einkaufsliste auf ihren Smartphones, und die meisten nutzen es für ihre Verabredungen und Absprachen. Die Frage ist nur, wann aus dem Vorteil ein zusätzlicher Stressfaktor wird.

Ein anderes Thema ist die Rolle des Smartphones in der Eltern-Kind-Beziehung: Ist ein Kind überfordert, wenn es über Skype mit seinem physisch abwesenden Elternteil kommuniziert und wenn ja, in welchem Alter? Ist es tatsächlich gut, wenn ein Kind beim Spiel draußen immer erreichbar ist? Wie erlebt das Kind die Eltern am Smartphone, ihre Anwesenheit und gleichzeitig Nicht-Anwesenheit? Neulich hat eine Mutter im Café ewig telefoniert, dann gesagt »ach, das war jetzt ganz wichtig«, das Kind in den Arm genommen und alles war ganz prima! Also: Letztendlich ist die Beziehung immer das Entscheidende.

... und die ist nicht so von Digitalisierung abhängig, wie man manchmal meint.

Genau. Wir pflegen ja oft eine Vorliebe für Schreckgespenster und Katastrophenszenarien ... Besonders wenn man etwas nicht sofort einzuordnen vermag oder sich aufgrund der unglaublichen Menge an Wahlmöglichkeiten, die man oft – zumindest anscheinend – hat, überfordert fühlt. Da entsteht leicht der Wunsch, die Komplexität so weit wie möglich zu reduzieren, und dann sind einfache Zuschreibungen natürlich immer sehr verlockend.

Vielen Dank.

[Das Gespräch führte Bianca Herlo]

7/8

Anna-Lena W.

Von facebook-Diäten und Kompatibilitätsproblemen

Wie die Digitalisierung unser Leben verändert, Einblicke und Anmerkungen.

10 min.

Diese All-in-Geräte sind der Hammer – sie haben unser Leben vereinfacht: Wir haben nun immer alles bei uns: unseren Terminkalender, unsere Kontakte und Lieblingsmusik. Aber wenn das Gerät das Ende seines Akkustands erreicht, geraten wir schnell in Panik. Gar nicht daran zu denken, dass das Gerät beim Paddeln über Bord fliegen oder beim Herunterfallen ganz kaputtgehen könnte. Wir reden uns ein, ohne dieses Ding nicht mehr Sein zu können – und das Freiheitsgefühl schlägt in ein Unabhängigkeitsgefühl um. Die Zeit, die wir beim Übertragen eines Kalenders sparen, geht nun für andere Tätigkeiten drauf:

Wir verfangen uns in Update-Probleme, in Sicherheits- bzw. Überwachungsparanoia, verheddern uns in den verschiedenen Auflade- und Zusatzgerätekabelmassen, und scheitern aus Kompatibilitätsgründen daran, ein Dokument vom Rechner nebenan zu öffnen. Dennoch steht uns plötzlich vieles permanent zur Verfügung.

Aber gar nicht so selten verlieren wir den Überblick in der Menge der Apps, die wir irgendwann mal runtergeladen

haben, der Massen an Fotos in unserem digitalen Archiv und angesichts des reichhaltigen Musikangebots, das es ohne die visuell prägnanten Coverschwerer hat, sich im Hirn zu verewigen.

Beim Studieren und Arbeiten haben sich die Abläufe ebenfalls verändert: Statt ins Archiv oder in die Bibliothek zu gehen und dort Enzyklopädien und Bibliographien zu Rate zu ziehen, checken wir zuerst Wikipedia und was es im Netz noch so gibt. Das ist ja auch toll: Dass man dort fast zu allem was findet und das es kostenlos ist und theoretisch jeder was beisteuern kann. Aber wir vergessen dabei gerne, dass es keine Neutralität im Netz gibt, dass die Informationen trotz ihres objektiven Charakters einseitig und mangelhaft sein können. Der sehr weite Horizont, den Wikipedia eröffnet, verzerrt das Bild des verfügbaren Wissens und des Recherchierens allgemein. Der schnelle Sucherfolg lässt aufwendige Archivrecherche und das Aufsuchen von Fachbibliotheken absurd erscheinen. Die Verfügbarkeit von digitalisiertem Material erleichtert einiges, aber man wird auch um den Geruch von staubigen Archiven gebracht, von Archivaren, die wie ihr archiviertes Material aus anderen Zeiten zu stammen scheinen. Und es mindert die Entdeckerfreude, wenn man unverhofft einen Volltreffer gelandet hat. Gleichzeitig freuen sich die Archive, weil sie nicht mehr tonnenweise Manuskripte von Schriftstellerinnen teuer aufkaufen und dann Platzraubend konservieren müssen. Heute wird der Nachlass per Festplatte aufbewahrt – und bedarf eines Archivars, der Formatierungs- und Betriebssystemprofi ist.

Die Digitalisierung wirkt sich auch auf unser Verhalten im öffentlichen Raum aus: Statt uns nach draußen zu begeben, bestellen wir uns Essen und Waren per Lieferservice nach Hause. Statt durch die ganze Stadt zu einer Veranstaltung zu gurken und Fahrtkosten zu zahlen, schauen wir uns Vorträge mittlerweile bei youtube an. Aus unserer sicheren und behaglichen Butze schauen wir in die Welt

bzw. holen die Welt zu uns nach Hause. Und lassen die Welt an unserer Privatheit teilhaben, indem wir Essensfotos auf instagram posten und alle unsere Freunde darüber informieren, welches Tiervideo gerade der Renner ist.

Das hat zur Folge, dass wir uns dem Draußen nur noch in sehr wohltdosierter Form ausliefern. Aber leben wir nicht in der Großstadt (und sind aus dem monotonen Hinterland hier her gezogen), weil wir das Heterogene lieben und die Konfrontation mit dem Anderen und Fremden? Wenn wir draußen sind, rufen wir immer sofort das Gerät zu Hilfe – und verlernen, uns von alleine in der Stadt zu orientieren. Statt uns umzuschauen, senken wir den Blick und warten auf die Ergebnissuche, darauf hoffend, dass die Verbindung schnell das nächste Ziel, die nächste Empfehlung ausspuckt. Wir müssen deswegen nicht mehr andere Leute um Rat fragen oder überlegen, wo sich der nächste öffentliche Stadtplan befindet. Das hat den Vorteil, keine fremden Menschen ansprechen zu müssen und nicht Gefahr zu laufen, hinter Licht geführt zu werden. Aber manchmal vermissen wir die skurrilen Begegnungen und Abenteuer, die aus diesen Situationen des auf sich selbst Geworfenseins heraus entstanden sind.

Das Netz hat vieles egalisiert: zum Beispiel Informationen und Nutzerprogramme. Aber auch dieses Feld folgt kapitalistischen Dynamiken und Monopolisierungstendenzen. Das führt zu neuen Paradoxien: Wir protestieren gegen das Freihandelsabkommen Ttip und nutzen gleichzeitig Google Drive, wofür wir uns eine Googleadresse anschaffen müssen, wodurch wir uns freiwillig dem Suchmonopolisten ausliefern, der unsere Daten auch noch für kommerzielle Zwecke nutzt. Gerne verdrängen wir auch, dass das einstmals sympathische nerdy underdog-Unternehmen Apple mittlerweile kathe-dralenartige Verkaufsräume unterhält und mit seiner proprietären Software zu einem Kapitalismusvorreiter par excellence geworden ist.

Die »Sozialen Medien« wie facebook oder Twitter ermöglichen schnelle Kommunikation, egal wo man sich befindet. Sie vermitteln das Gefühl, permanent im Austausch zu sein, Teil eines großen Ganzen zu sein, online zu sein. Das ist toll, kann aber auch anstrengend sein. Es erfordert neue Strategien des Ab- und Ausschaltens. Interessant ist, dass die sozialen Medien Kommunikation zwar vermehren, aber physische Kontakte nicht zu ersetzen scheinen. Denn Netzwerken funktioniert weiterhin meist besser über den persönlichen Kontakt.

Und das Bedürfnis nach Kontakt, nach Berührung und Austausch, ist ungebrochen. Sonst würden nicht so viele Leute im Chor singen, sich auf Plätzen versammeln und auf Konferenzen wie der re:publica auf engem Raum zusammenhocken und anderen Menschen an den Lippen hängen.

Das Netz ermöglicht uns an vielen Stellen, unsere Meinung zu hinterlassen, und vermittelt so das Gefühl, etwas zu sagen zu haben, teilzuhaben. Aber wissen wir wirklich, ob wir gehört werden?

Problematisch ist auch, dass unpersönliche Kommunikation dazu verleitet, ungehalten zu werden, recht ungefiltert seinen Unmut kund zu tun, denn es gibt kein Gegenüber, zu dem wir uns unmittelbar verhalten müssen – die vielen Diskussionen um eine Form der Zensur dieser Kommentare machen dies deutlich.

Beim Online Dating gibt es eine ähnliche Tendenz: Wir lernen in kürzester Zeit eine Menge Leute kennen, wir verfügen in einem gewissen Sinne sogar über sie, weil wir uns für oder gegen sie entscheiden können. Aber wir liefern uns ihnen nicht mehr aus. Wir begegnen ihnen in den meisten Fällen nur über einen digitalen Filter. Und können den anderen weder sprechen noch atmen hören, noch riechen oder spüren, bis wir ihm im real life gegenüberstehen. Dabei geht das Unverhoffte, das Zufällige von Begegnungen verloren, genauso wie der produktive Leerlauf des Wartens, wenn wir immer im Netz verschwinden können.

8/8

Sabine an Huef

Sieben aus sieben Millionen ...

5 min.

Kaum ein Ort dieser Welt eignet sich wohl so gut dazu, über »zu schnell« oder »zu langsam« nachzudenken als Hongkong. Und an kaum einem anderen Ort der Welt wird die Gleichzeitigkeit der beiden Geschwindigkeitszustände so deutlich – vor allem für nicht-chinesisch-sprechende-und-lesende Ausländer – wie mich!

Ich bin Vegetarierin und das bedeutet, ich bekomme hier nichts zu essen, zumindest dann nicht, wenn ich in einem Hongkonger – und nicht in einem westlich geprägten Restaurant essen möchte. Die meisten Gerichte werden mit Fleisch und/oder Fisch zubereitet und ich finde auf der Tafel oder der Karte zwar typografisch sehr schöne und ansprechende Zeichen, die ich mir (als Typografin) auch sehr gerne anschau – aber nicht lesen kann. Nun hat mir ein Hongkonger Kollege eine schöne Liste mit Zeichen und Übersetzungen gemacht. Für die Worte: Vegetarier, Tofu, Choy Sum, Wasser-Spinat usw. Wenn ich Glück habe, zeige ich dem Wirt mein Zeichen für Vegetarier und erhalte ein Yes oder ein No – die einfache Übung. Wenn ich jedoch Pech (oder doch Glück?) habe, stehe ich vor einer Tafel oder Speisekarte und vergleiche die traditionell chinesischen Schriftzeichen dort mit denen auf meiner Liste und hoffe, eine Übereinstimmung zu finden (denn dann gibt es dort ja etwas zu essen für mich!). Das ist sehr schwer, denn die Zeichen ähneln sich oftmals sehr, vor allem für das ungebübte Auge, und minimale Abweichungen könnten fatale Folgen haben. Also: Entweder doch schnell zu McDonalds und ein paar Fritten essen oder mit Ruhe und Muße Radikale zählen, zuordnen und vergleichen in der Hoffnung, dass es diesmal endlich klappt mit einem leckeren Hongkonger Veggie-Gericht.

Am 8. Februar 2016 ging die traurige Todesnachricht des deutschen Intellektuellen, Schriftsteller und Menschenrechtler Roger Willemsen durch die mediale Welt des Internets. Beim Aufruf der NDR-Onlinesite auf meiner Suche nach dem Kondolenzbuch zu seinem Tode wird mir am 12. Februar 2016 um 18 Uhr eine Lesezeit von ca. 164 Minuten angezeigt.

Mir sind diese Lesezeitangaben schon öfter aufgefallen, über Facebook-Artikeln und sogar über dem Einführungstext zur Ausstellung Ego Update an der Wand im Eingang des NRW Forum in Düsseldorf – Three Mins to Read.

Hierbei handelt es sich ursprünglich um ein Wordpress-Plugin, das die Lesezeit der einzelnen Beiträge eines Blogs aufzeigt. So kann der vielbeschäftigte Leser entscheiden, ob er die angegebene Zeit entbehren kann oder eben auch nicht. Im Museum und im Netz.

164 Minuten Lesezeit für das Kondolenzbuch von Roger Willemsen liest sich fast zynisch. Aber auf der anderen Seite: Wer hat schon heute so mal eben 164 Minuten über? Nobody! No way!

Zeit hat niemand mehr. Und hier in Hongkong schon mal gar nicht. Hier sind alle very busy und zwar immer. Alles geht gefühlt in mindestens dreifacher Geschwindigkeit. Halb Hongkong bewegt sich spielend, fernsehend und Kurzmitteilungen schreibend und lesend mit seinen gefakten Mobiltelefonen die rasanten und schwindelerregend hohen Rolltreppen rauf und runter. Sodass einem, als noch nicht ganz so geübter Verkehrsteilnehmer beim Verlassen der bewegten Treppe der Angstschweiß nicht nur über die Stirn rinnt.

Ich bin heute übrigens auf den Tag genau 38 Tage in Hongkong. Gegessen habe ich in einem Lokal mit ausschließlich chinesischer Speisekarte immer noch nichts und gerade auf dem Heimweg mit der MTR habe ich den siebten von sieben Millionen Hongkongern mit einem Buch in der Hand gesehen.

Impressum

fast fwd: *too slow?*

Ein Kooperationsprojekt der Fh Dortmund, buchlabor mit Ulrike Brückner und des Design Research Labs der Universität der Künste Berlin (UdK) mit Bianca Herlo

Projektentwicklung und Leitung

Ulrike Brückner, Fh Dortmund
Bianca Herlo, Design Research Lab / UdK Berlin

Autorinnen und Autoren

Andreas Unteidig, Anna-Lena Wenzel,
Goran Rakić, Jennifer Schubert &
Malte Bergman, Michelle Christensen &
Florian Conradi, Sabine an Huef

Interview

Helga Kurzchalia

Master-Seminar fast fwd: *too slow?*

Leitung: Ulrike Brückner, Fh Dortmund

Kompaktkurs Berlin fast fwd: *too slow?*

Living Lab Mehringplatz, Berlin
Leitung: Bianca Herlo, DRLab/UdK Berlin

Teilnehmende Studierende

Fh Dortmund, Fb Design Masterstudiengang - Szenografie & Kommunikation

Alexander Philippi, Franz Thöricht, Julian Graf,
Cynthia Wagner, Halil Adigüzel, Kathrin Seitz,
Martina Suchanek, Maximiliane Wadler

Fh Dortmund, Fb Design -

Bachelorstudiengang Kommunikationsdesign

Benedict Graf, Claudia Mai, Neeke Reisinger,
Patrick Kochne

UdK Berlin - Bachelor-Sudiengänge

Produktdesign, Modedesign

Dennis Nguyen, Hyunjeong Kim, Julia Rölle,
Lilo Klinkenberg, Yair Kira

Publikation fast fwd: *too slow?*

Idee, Konzept, Gestaltung der E-Mail Beiträge

Benedict Graf, Cynthia Wagner, Franz Thöricht,
Halil Adigüzel, Julian Graf, Claudia Mai,
Kathrin Seitz, Neeke Reisinger, Patrick Kochne,
Martina Suchanek

Zusammenfassendes Layout der gesamten

Publikation

Benedict Graf, Patrick Kochne

Gestaltung Autorenheft & Kompaktseminar – Dokumentation

Benedict Graf, Patrick Kochne

Gestaltung der Website

Claudia Mai
fastfwd.buchlabor.net

Vielen Dank an

Helga Kurzchalia, Prof. Hermann W. Klöckner,
Jennifer Schubert, Prof. Kai Jünemann,
Prof. Dr. Pamela Scorzin, Prof. Sabine an Huef,
Prof. Roger Walk

Buchlabor der Fh Dortmund

Dekanat der Fh Dortmund

Druckerei Kettler

Projektförderung im Programm

Hochschulinterne Lehrförderung (HiLF)

Kontakt

Ulrike Brückner, Bianca Herlo

info@fastfwd.buchlabor.net

fastfwd.buchlabor.net

**Fachhochschule
Dortmund**

University of Applied Sciences and Arts

www.fh-dortmund.de



Universität der Künste Berlin

www.udk-berlin.de

Design
Research
Lab

www.design-research-lab.org

stiftung
deutsch-israelisches
zukunftsforum
תחילת
זמן
חדש
בירושלים
zukunfft

www.dizf.de